

Der klapprige Karren wurde von einem müden, alten Gaul gezogen, der die Last der achtlos auf die Ladefläche geworfenen Toten kaum anziehen konnte, wenn er einmal stehen geblieben war. Die beiden Schwarzgekleideten, die Karren und Gaul begleiteten, wirkten nicht minder erschöpft und gleichmütig. Auch wenn man ihre Gesichter wegen der grotesken Vogelschädelmasken, die sie tragen mussten, nicht erkennen konnte, drückte ihre ganze Haltung Müdigkeit und Resignation aus. Zu lange schon wütete die schwarze Pest im Land und zu lange dauerte die erbarmungslose Hitze an. Mittlerweile neigte sich der August dem Ende entgegen, doch die gleißende Sonne stand immer noch unerbittlich am strahlend blauen Sommerhimmel und verbrannte die fruchtbare Erde. Ganze Dörfer hatten Hitze und Krankheit bereits dahingerafft und die einst prächtigen Felder und Wiesen waren ungepflegt. Halb verwildertes Vieh lief durch die vertrockneten Hafer- und Weizenfelder, fraß was noch übrig war und zertrampelte den Rest. Noch gab es Essen im Überfluss. Man konnte die Schafe oder Kühe fangen und schlachten, konnte verwaiste Gemüsegärten plündern oder in Hühnerställen ungestraft die Eier einsammeln. Doch wenn erst der Winter käme, würde es für die Überlebenden schlimm werden.

Die beiden Leichensammler schienen jedoch von all dem Leid und Elend abgestumpft und gleichgültig. Der Landvogt zahlte ihnen gutes Geld. Eine Kupfermünze für jeden Pesttoten, der bei den Scheiterhaufen am Fluss abgeliefert wurde. Wen kümmerte da schon der Winter? Wer wusste denn schon, ob dann noch Menschen lebten, die davon berichten konnten? Sie hatten selbst fast alles verloren, die beiden Leichensammler. Der eine, blonde, war Söldner gewesen. Doch niemand brauchte in diesen Zeiten noch einen Kämpfer. Und so hatte er sich vom Landvogt für die grimmige Arbeit anwerben lassen. Es war ihm egal, ob er gegen Menschen oder die Pest kämpfte. Kriege waren blutig und gewalttätig. Er hatte zu viele Tote und Verstümmelte in seinem Leben gesehen, um noch vor den entstellten Pestopfern zurückzuzucken. Der andere, braunhaarige, war Wildhüter gewesen. Seine ganze Familie war von der Pest dahingerafft worden. Nur ihn hatte die entsetzliche Seuche aus irgendeinem Grund verschont. Egal wie viele der Opfer er auch berührte, er schien nicht krank werden zu können, als sei er immun gegen die Pest. Und so war auch er zu den Leichenträgern gekommen. Tag für Tag zogen der Blonde und der Braunhaarige die Straßen auf und ab und schauten in den Dörfern und Hütten der Bevölkerung nach neuen Toten. Hatten sie einen gefunden, warfen sie ihn auf den Karren, bis er voll war und sie zum Fluss zurückkehren konnten, um sich ihren Lohn abzuholen. Tag für Tag ging das so und mittlerweile waren kaum noch Menschen übrig, die hätten krank werden können. Dennoch liefen sie weiter, jeden Tag die Kreise ein wenig größer um die Burg und die Stadt ziehend. In manchen abgelegenen Katen waren die Pesttoten schon halb verwest und von Tieren angefressen. Dann wenn es sich nicht mehr lohnte, die verrotteten Kadaver noch auf den Karren zu laden, brannten sie die Hütte mit allem darin nieder, enttäuscht und mürrisch, weil ihnen der verdiente Lohn vorenthalten worden war.

„Lass uns umkehren, Walther“, grollte der Blonde verdrossen, als sie bereits die dritte Kate an diesem Tag in Brand gesteckt hatten.

„Wir finden hier nichts mehr.“

„Der Weg geht noch weiter. Da hinten war früher ein kleines Gasthaus, wenn ich mich recht entsinne.“

„Ein Gasthaus? Na, vielleicht haben wir Glück und finden ein Fässchen Bier im Keller. Das wäre mal was bei dieser Hitze. Ich hoffe nur, dein Gedächtnis trügt dich nicht, Wildhüter.“

Bereitwillig nahm der Blonde seinen Schellenstab wieder auf und gab dem alten Gaul vor dem Karren einen beiläufigen Klaps auf den knochigen Hintern.

„Hüh, alte Mähre! Zieh an!“

Mit einem Blick zurück auf das lichterloh brennende Bauernhaus ging auch der Braunhaarige langsam weiter und folgte ergeben dem Totenkarren. Bei jedem zweiten Schritt stieß er rasselnd den Schellenstab zu Boden, damit andere Menschen vor dem Herannahen der Leichenträger gewarnt wurden und ihnen aus dem Weg gehen konnten. Außer mit dem Blondem hatte er seit Wochen mit niemandem mehr geredet. Die Welt war aus den Fugen geraten und alles schien wie ein böser, bizarrer Traum, aus dem er nicht mehr aufwachen konnte. Er fühlte sich unendlich müde und wusste nicht, ob es von der Hitze kam, von der Arbeit oder doch von der erdrückenden Einsamkeit. Der Blonde war ein so guter Kamerad, wie man ihn sich unter diesen Umständen nur wünschen konnte. Praktisch veranlagt, zupackend und ohne falsche Scham. Vielleicht ein bisschen roh zuweilen, aber wer wollte es ihm auch verdenken?

„Du hattest recht, Walther! Da ist noch ein Haus. Nettes Plätzchen“, rief die Stimme des Blondem ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

Es war ein hübsches Haus, das da vor ihnen lag. Ein strohgedecktes Dach und grün gestrichene Türen und Fensterläden. Stockrosen blühten rechts und links des Eingangs in üppiger, bunter Vielfalt. Es sah still und friedlich aus, ein unberührter Fleck inmitten der in sich zusammenfallenden Welt. Unmöglich zu sagen, ob jemand zu Hause war oder ob die Bewohner geflohen oder gar tot waren. Einen Moment verharrten die beiden Leichensammler unschlüssig. Dann klang unvermittelt die dünne Stimme eines kleinen Kindes aus dem Haus. Es sang leise ein einfaches Kinderlied vor sich hin. Verdutzt warfen sich die beiden Männer einen Blick zu, dann öffnete der Blonde die Tür und trat ein.

„Verzeiht die Störung, aber wir ...“

Er verstummte abrupt.

„Was ist, Richard?“

Da sein Kamerad so plötzlich in der Tür stehengeblieben war, konnte der Braunhaarige nicht ins Haus hineinschauen und schob ihn sanft beiseite. Er wollte feststellen, was seinen sonst so abgebrühten Kameraden zum Schweigen gebracht hatte. Dann sah er es auch. Ein kleines Mädchen von vielleicht drei Jahren saß auf einer Schlafstatt in der linken Ecke des großen, lichtdurchfluteten Raumes und spielte. Dahinter lag eine in Decken gehüllte Frau und die beiden Leichensammler wussten sofort, dass sie tot war. Doch das kleine Mädchen schien das nicht zu begreifen. Sie blickte scheu zu den beiden Männern auf und legte einen Finger auf den Mund.

„Leise. Die Mama schläft doch!“ wisperte sie dabei ernsthaft, so wie nur kleine Kinder es können.

Ratlos sahen sich die beiden Männer an. Dann trat der Braunhaarige zu dem kleinen Mädchen, nahm seine Vogelschädelmaske ab und lächelte.

„Du brauchst keine Angst vor uns zu haben. Mein Freund Richard und ich, wir schauen bloß mal nach dem Rechten. Weißt du, wie lange deine Mutter schon so schläft?“

Die Kleine dachte angestrengt nach.

„Mama schläft immer sehr viel. Ich mache ihr Essen und bringe ihr zu Trinken.“

Stolz zeigte sie auf einen Apfel und einen Becher Wasser, die neben Kind und Toter auf einem Holzschemel am Bett standen.

„Und wo ist dein Vater?“ hockte sich der Braunhaarige neben die Bettstatt und blickte freundlich zu dem kleinen Mädchen auf. Sie war hellblond und hatte feine, weiche Locken. Obwohl sie ungekämmt und ungewaschen war, konnte er sonst keine Spur einer Krankheit an ihr entdecken. Der Blonde lehnte unterdessen am Türrahmen und hatte die Arme verschränkt.

„Komm schon, Walther! Das ist doch zwecklos“, grollte er ungeduldig. Er hatte sich auf ein schönes Bier gefreut, nicht auf ein rotznasiges, plärrendes Baby.

Ohne sich um den Einwand seines Kameraden zu kümmern, lächelte der Braunhaarige dem Kind weiter freundlich zu und sie lächelte schüchtern zurück.

„Der Vater ist fortgegangen und holt einen Medicus aus der Stadt. Bist du ein Medicus?“

Walter schüttelte bedauernd den Kopf.

„Nein. Das bin ich nicht. Aber wir müssen deine Mutter trotzdem mitnehmen. Und was hältst du davon, wenn du auch mit uns mitkommst und wir in der Stadt nach deinem Vater suchen?“

Die Kleine schien darüber angestrengt nachzudenken. Dann stand sie von der Bettstatt auf.

„Na gut.“

Mit dem Kind auf dem Arm verließ Walther die kleine Gastwirtschaft. Sein Kamerad warf ihm im Vorbeigehen einen verständnislosen Blick zu.

„Was soll das, Walther? Schmeiß das Balg hinten auf den Karren. Die hat die Pest doch auch schon. Die Frau da ist sein wenigstens drei Tagen tot!“

„Das Kind ist völlig gesund“, entschied Walther ruhig und ging hinüber zum Leichenkarren. Er setzte die Kleine vorne auf den Kutschbock und meinte sanft.

„Sieh nicht zurück, ja?“

Zögernd nickte die Kleine und beobachtete still, wie Walther und Richard ihre tote Mutter in eine Decke gehüllt aus dem Haus schleppten und hinten auf den Karren warfen. Dann steckte Richard das Strohdach in Brand und warf auch eine Fackel ins Hausinnere, während sich der Pferdekarren langsam in Bewegung setzte.

„Nicht umdrehen. Nicht zurückschauen, Kleine!“

*

Gemächlich rumpelte der Karren voran und wirbelte den Staub der Straße auf. Walther ging neben dem Kutschbock einher und plauderte unbeschwert mit dem kleinen Findelkind, das oben auf dem Wagen saß.

„Und wie ist dein Name?“

„Mama sagt Irmchen zu mir“, gab die Kleine ernsthaft zurück und berührte fasziniert die bizarre Maske, die Walther trug.

„Warum hast du so einen komischen Hut auf?“

„Das ist so, wenn man als Leichensammler arbeitet.“

„Was ist ein Leichensammler?“

Walther seufzte leise. Das war ein heikles Thema, um es einem kleinen Kind verständlich zu erklären. Doch Walther hielt nichts davon, die Kleine zu belügen und antwortete daher ehrlich.

„Nun. Siehst du, es sind viele Leute sehr, sehr krank geworden. Und die meisten Kranken sind am Ende sogar gestorben. Und diese Toten sammeln Richard und ich ein. Sie müssen verbrannt werden.“

Die Kleine sah ihn aufmerksam an. Er fragte sich, ob sie ihn überhaupt verstanden hatte, da sie nicht antwortete. Dafür mischte sich Richard ein.

„Ist ja echt rührend, wie du dich um das Balg kümmerst“, spottete er voller Hohn.

Als Walther vorwurfsvoll zu ihm hinüber blickte, grinste der blonde Söldner nur ungerührt.

„Na, was? Willst du das Balg etwa behalten? Wer weiß, von welcher Hure es stammt? Hau ihm eins über den Schädel und schmeiß es mit der Mutter auf den Scheiterhaufen. Alles andere bringt nur Scherereien. Das sagt ich dir.“

Obwohl Walther klar war, dass die meisten seiner Landsleute genauso wie Richard dachten, spürte er Ekel und Abscheu in sich aufsteigen. Angewidert spukte er vor Richard in den Staub.

„Du bist ein widerliches Schwein. Wie konnte ich es nur all die Wochen mit dir aushalten?“

Der Söldner lachte nur.

„Ja, verachte mich nur, du scheinheiliger, frömmelnder Bastard, du! Glaubst du, deine Meinung interessiert hier noch irgendwen?“

Er sprang zum Karren und griff roh in die Haare der zuoberst liegenden Leiche.

„Frag ihn!“

Er griff eine andere Leiche.

„Oder sie! Na? Was sagen sie? Nichts sagen sie! Die sind tot. Kapiert du, Walther Scheinheilig? Und dein pathetischer Anfall von Menschlichkeit wird daran nichts ändern.“

„Aber deine Grobheit auch nicht“, gab Walther leise zurück und nahm das kleine Mädchen vom Wagen.

„Wir gehen. Leb wohl, Richard.“

Der blonde Söldner sah dem braunhaarigen Mann mit dem Kind auf dem Arm kopfschüttelnd nach.

„Fein! Geht nur! Ihr kommt sowieso nicht weit!“ rief er ihnen verärgert nach. Selbst der Gedanke, dass er nun den Lohn für den vollen Karren nicht teilen brauchte, konnte seine verdrießliche Stimmung nicht heben. Wütend trat er gegen einen Stein auf der Straße, der klappernd davon flog und den armen Karrengaul so erschreckte, dass er erstmal nicht weitergehen mochte.

„Blöder Narr! Wir hätten noch so manche Fahrt zusammen machen können“, grummelte der Blonde vor sich hin. Als er am Fluss bei den Scheiterhaufen angekommen war, entschied er mürrisch, dass es auch für ihn Zeit wurde, weiterzuziehen.

*